

Sind Dialekt-Sprecher die besseren Schüler?

Pisa-Studie beweist: Mundart verbessert Sprachfähigkeit

Im Rahmen eines Standkonzertes von sieben Festkapellen auf dem Gäubodenvolksfest 2005 überreichte Sepp Obermeier aus Konzell, der Vorsitzende des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte (FBSDB) für Niederbayern und Oberpfalz, die „Bairische Sprachwurzel“, den neugeschaffenen Preis für die Förderung des mittelbairisch-nordbairischen Dialekts, an Landrat Alfred Reisinger. Der Landrat war 2004 kurzfristig für den als Festredner vorgesehenen Umweltminister Trittin eingesprungen und entschädigte die Zuhörer mit einem „mutter-sprachlichen Schmankerl“: Er hielt die Eröffnungsrede im heimischen „Donautaler“ Dialekt.

In seiner Laudatio führte Sepp Obermeier aus, dass in München nur mehr ein Prozent der Jugendlichen bairisch spricht, obwohl seit 1970 in der Liedermacherszene, in Kabarettprogrammen und in Bühnenstücken Bayerisch durchaus als Kultsprache gelte. Dies sei jedoch nur Bühnensituation, nicht Alltagsleben. Zwei Mathematiker der New Yorker Cornell-Universität hätten errechnet, dass von den derzeit weltweit etwa 6500 Sprachen noch in diesem Jahrhundert 90 Prozent aussterben würden. Die Ursache hierfür sei: Wenn zwei Sprachen in Konkurrenz zueinander treten, überlebe immer die Sprache, die das größere soziale Ansehen genieße.

Besorgte Eltern

Zu Schuljahresbeginn, wenn die neuen ABC-Schützen erstmals mit der Situation „Schule“ Bekanntschaft machen, geben viele besorgte Eltern ihren Schützlingen mit auf den Weg: „Red ja schee ‘Hochdeitsch’, dass d’ Lehrerin an guat’n Eindruck vo dir hod!“ Manche Eltern bedauern dann und haben mitunter sogar ein schlech-

tes Gewissen, dass ihr Kind bisher nur Dialekt gesprochen habe und in der Schriftsprache sich zu wenig gewandt ausdrücken könne. Sie glauben, dass ihr Kind damit eine schlechtere Startbedingung in der Schule habe als die „Hochdeutsch“ sprechenden Kinder.

Dialekt fördert Sprachkompetenz

Dass diese Befürchtung der Eltern unbegründet ist, zeigt das Ergebnis der aktuellen Pisa-Studie. Im Ländervergleich stehen ausgerechnet die Dialekt-Regionen Bayern, Baden-Württemberg und Sachsen vorne. Neuere sprachwissenschaftliche Studien lassen den Schluss zu, dass Kinder, die

„Bei Kindern, die mehrere Sprachen sprechen, ist das zuständige Zentrum im Gehirn besser ausgebildet.“

zunächst nur Dialekt sprechen und sich in der Schule erst die Standardsprache aneignen müssen, eine größere Sprachkompetenz entwickeln.

Der Vorsitzende des Deutschen Philologenverbandes sieht den Grund darin, dass Dialektsprecher zu einem sehr frühen Zeitpunkt zwischen zwei Sprachebenen unterscheiden müssten; das trainiere die Auffassungsgabe und das sprachanalytische Denken. Ludwig Zehetner, der an der Universität Regensburg „Bairische Dialektologie“ lehrt und vor einigen Jahren ein Standardwerk „Bairisches Deutsch“ geschrieben hat, verweist auf die jüngsten Erkenntnisse der Hirnforschung, aus denen hervorgeht, dass sich bei Kindern, die mehrere Sprachen sprechen, das zuständige Zentrum im Ge-

hirn besser ausbildet.

Dazu muss bemerkt werden, dass echtes Bairisch eine Sprache ist und nicht eine Verflachung der Schriftsprache in die Umgangssprache, wie man dies im „Fernseh-Bayerisch“ beobachten kann. Als weiterer Experte führt Reinhold Steininger dazu an, dass zwar der Gebrauch des Dialekts rapide zurückgehe, die korrekte Beherrschung der Schriftsprache aber im gleichen Maße abnehme.

Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Untersuchung der Universität Oldenburg, die Aufsätze von Drittbis Sechsklässlern über Jahre hinweg auswertete und zu dem Ergebnis kam, dass die Dialektsprecher 30 Prozent weniger Rechtschreibfehler machten.

Man kann die besseren Pisa-Ergebnisse der bayerischen Schüler natürlich nicht ausschließlich auf den Dialekt zurückführen. Der Germanist Rupert Hochholzer vom Regensburger Dialektforum teilt zwar die Auffassung, dass der Dialekt eine gewisse Rolle spiele, ein wissenschaftlicher Beweis in Feldstudien sei aber bisher nicht erbracht worden, da dies sehr aufwändig sei. Für Hochholzer ist der Dialekt nur ein Mosaiksteinchen des bayerischen Pisa-Erfolges. Nach seiner Auffassung kämen dazu noch die weitgehend intakte Familienstruktur, die Verankerung in der Tradition und die gute wirtschaftliche Situation im Freistaat.

Bairische „Sprachgrenzen“

Die Schreibweise „bairisch“ statt „bayerisch“ wird in der Volkskunde und in der Sprachwissenschaft verwendet, wenn von der Sprache der Baiern (Bajuwaren) die Rede ist. Die Schreibweise „bayerisch“ wurde erst Anfang des 19. Jahrhunderts eingeführt, seit Bayern Königreich ist. Damals kamen zu den Altbaiern auch

Franken und Schwaben und bildeten das moderne Bayern. Bairisch spricht man aber nicht nur in Bayern, sondern auch in Österreich und Südtirol, bis Ende des 2. Weltkriegs wurde es auch in Südböhmen und Südmähren gesprochen.

Auch im Bairischen gibt es „Sprachgrenzen“. Während man in Niederbayern, Oberbayern und im größten Teil Österreichs mittelbairisch spricht, ist in den südlichen Landesteilen Österreichs und in Südtirol südbairisch beheimatet; in der Oberpfalz und im benachbarten Egerland spricht man nordbairisch.

Der typische Unterschied zwischen Mittelbairisch und Nordbairisch sind die „ou“- und „eij“- Laute, wie sie bei „Kou, Schou, Bou und Keij“ vorkommen. Bis vor 50 Jahren verlief diese „Sprachgrenze“ als Lautgrenze quer durch den Landkreis Straubing-Bogen. Dabei war die „Grenzlinie“ etwa die Donau. In den letzten 50 Jahren hat sich diese Lautgrenze ca. 20 Kilometer nach Norden verschoben. Sicher hat dabei auch das Münchner „Fernseh-Bayerisch“ einen Einfluss. Man will eben nicht als rückständig „waidlerisch“ gelten.

Zur Veranschaulichung ein persönli-

ches Erlebnis: Vor etwa 30 Jahren war ich als Test-Helfer in Haselbach (bei Mitterfels) bei einem der damals üblichen Schulreife-Tests eingeteilt. Auf einem Testblatt waren mehrere Haustiere dargestellt: Schwein, Schaf, Ziege, Pferd und Kuh. Die Lehrerin forderte die angehenden ABC-Schützen in akzentfreiem Schriftdeutsch auf: „Nun mach bei der Kuh ein Kreuzchen.“ Als ein Bub aus einem Einödhof verzweifelt auf sein Blatt starrte, gab ich ihm einen leichten Hinweis mit dem Finger. Da sah er mich an und meinte dann ganz erstaunt: „Dees is o a Kou!“

„Aus dem Amt geplaudert“ von Albert Dietl †

Albert Dietl jun. war von 1947 - 1956 Bürgermeister in Mitterfels, ein sehr rühriger Bürgermeister, der sehr viele weitschauende Projekte in Angriff genommen und vollendet hat. Alois Bernkopf hat in der Serie „Bemerkenswertes aus dem Mitterfelser Gemeindeboten vor 50 Jahren“ über Albert Dietl berichtet. Albert Dietl hat häufig zur Feder gegriffen und (auch unter einem Pseudonym) Anekdoten niedergeschrieben. Er gab uns zu Lebzeiten die Erlaubnis, davon Gebrauch zu machen. (Red.)

Die „Abriel-Lilli“ (früher Schwinghammer Lilli, zuletzt Frau Lilly Schmid) von der „Friedenseiche“ unterstützte mich in allen Lagen. Einmal sagte sie mir: „Wenn jetzt wieder Geldleit von de Ministerien vo Minka (München) kemand, nacha koch i eahna wieda gscheid af! I sog dem Krah Sepp, dass er mia a Stuckara drei bis via Wuidantn schuißt, de kann i recht guat kocha. De schmeckan dene! I wui ja awas doa fia die Wasserleitung!“ (*Wasserleitungsbau 1949*)

Als Festredner beim „Wasserfest“ (Einweihung der Wasserleitung) am 20.10.1949 im Abriel-Saal war der „Vater der Mitterfelser Wasserleitung“, Baudirektor Fritz Stimmelmayr, Präsident des Bayerischen Lan-

desamtes für Wasserversorgung, München, eingepplant.

Um 18 Uhr sollte es losgehen. Es ist 1/4 Stunde vorher: Immer noch kein Stimmelmayr da! Den jungen Albert Dietl treibt es umeinander „wia a legade Henn“! Da wird er zum Telefon gerufen: „Ja, hier Stimmelmayr. Wir haben Pech, Herr Bürgermeister, ich sitze hier auf der Rusel fest und halte den Schwanz einer Quelle, die statt nach Deggendorf nach Plattling abhauen möchte! Ich werde mich verspäten!“ Der Dietl Albert richtet sich stark deprimiert an, den etwa 500 wartenden Bürgern im Saal die Panne beizubringen. Als er ans Rednerpult trat, konnte er stattdessen den Hauptredner Stimmelmayr begrüßen und ankündigen; denn dieser ging soeben die Saaltüre herein.

Des Rätsels Lösung: Stimmelmayr war in die Post-Agentur (schräg gegenüber der „Friedenseiche“ beim Bäcker Schwarz) zum Postfräulein Hedwig Lang gegangen und verlangte die Nummer 229 (Abriel-Wirt), um den Bürgermeister zu sprechen. Nachdem ihm der Scherz gelungen war, ging er die paar Schritte von der Post zum Abriel und freute sich köstlich über die Nervosität des Bürgermeisters ...! Die Wasserfeier war gerettet!

Da tauschen sich die Kirchgänger am Sonntag vor der Kirche immer die neuesten Dorf- und Weltnachrichten aus. Da „dischkerieren“ zwei Kleinlandwirte:

„Miassma eam dankbar sei, dem junga Burgermoaster, dass ma iatz a a Wassa ham.“ Der Angesprochene: „Ja, ja - owa wos fia oans! Des Röhlwassa schmeckt nach goa nix! Mei Brunnwassa hod wenigstns an Gschmo ghabt! Na, na - so dankbar bin i eam ned!“

Der das sagte, war ein Verwandter vom Bürgermeister, der zuvor täglich Kadaverteile an Fröschen, Mäusen und Ratten heraufgepumpt hatte. Den „Gschmo“ konnte das Buchetwasser natürlich nicht bieten!

Er hatte ein Haus mit 12 Zimmern, der Mitterfelser Geschäftsmann. Da musste ich wenigstens zwei Räume beschlagnahmen für Flüchtlinge. Noch an der Haustüre schien er wegen meines Besuches und Anliegens zu sterben. Er fiel zu Boden und zitterte, röchelte und stöhnte. Ich rief den Dr. Müller um Hilfe. Der beruhigte mich: „Der stirbt nicht, der wäre der beste Schauspieler für mein Staatstheater! Haben Sie keine Hemmungen, Herr Bürgermeister. Bei ihm können Sie fünf Zimmer beschlagnahmen - ohne Risiko!“